

Javier Pérez Andújar

Das weiße Hemd der pícaros

Der *pícaro*, der spanische Schelm, ist ein Suchender, daher rührt sein großer Erfolg als literarische Figur, geht es in der Literatur doch seit jeher um eine Art Suche. So war es von Anfang an, seit jenem sumerischen Tag, als Gilgamesch sich auf die Suche nach der Unsterblichkeit machte. Und es ist bis zum heutigen Tag so geblieben. Eine der großen Kathedralen der zeitgenössischen Literatur hat sich der Suche nach der verlorenen Zeit verschrieben. Wonach die Literatur jedoch am häufigsten gesucht hat, waren verschwundene Personen und gestohlene Objekte... Daher die Beliebtheit von Kriminalromanen und Thrillern. Das soll nicht heißen, Sherlock Holmes sei ein *pícaro*, auch wenn er sich gelegentlich als Bettler verkleidete, oder die Bande von Straßensängern, die ihm bei seinen Ermittlungen halfen, ich meine die Baker Street-Bande, die *Irregulars*, seien viktorianische *Lazarillos*. Bei der Suche, auf die sich der *pícaro* der spanischen Literatur begab, geht es jedoch weder um einen ungelösten Fall, noch darum, ein exotisches Land zu entdecken oder das Gold Westindiens zu finden, das Ziel, mit dem die Zeitgenossen des ersten *pícaros* sich auf den Weg machten; es war auch nicht die Suche nach dem Absoluten, der sich insgeheim Zauberer und Alchimisten widmeten, wie Balzac später schildern sollte. Die Suche des spanischen *pícaro* ist erfüllt von Dienstbarkeit und Verlassenheit. Daran wird *Lazarillo de Tormes* im Laufe seiner Autobiographie immer wieder erinnert, besonders eindringlich, als er in Toledo Einzug hält, damals Sitz des Hofes von Kaiser Karl. Was schärft man *Lazarillo* vor den Toren dieser kaiserlichen Residenzstadt ein, wo er schließlich das Amt eines städtischen Ausrufers bekleiden wird? Man sagt ihm: »Such, such dir einen Herrn, um ihm zu dienen.«

Doch schon seit ihren Anfängen befindet sich der Protagonist der spanischen Literatur auf der Suche nach einem Herrn, um ihm zu dienen.

Bereits im ersten großen Werk der spanischen Literatur, im berühmten 20. Vers des *Cantar de Mio Cid*, als der Erzähler ausruft: »Mein Gott, welch guter Vasall, gäb' es einen guten Herrn!« Unsere moderne Literatur entstand lange vor der bürgerlichen Blütezeit, daher suchte sie sich ihren Helden unter den Armen. Unser literarischer Held sucht einen Dienstherrn, einen Gebieter, eine Herrschaft.

Und doch, als er später im wahren Leben voller Zorn gegen all die Jahrhunderte der Armut rebelliert, wird er ausrufen: »Weder Gott, noch [...] Herr«. Oder er wird sagen: »Weder Gott, noch Staat, noch [...] Gebieter.« Der spanische *pícaro* ist ein Rebell ohne Herrn oder Gebieter, einer, der nach jemandem sucht, um ihm zu dienen. Der *pícaro* ist ein von der Gesellschaft Ausgeschlossener, deshalb klammert er sich an die Person eines einzelnen Herrn.

Zur pikaresken Literatur fand ich über drei Wege, die sich mir alle in meiner Kindheit eröffneten. Einer im Gymnasium, ein anderer im Fernsehen und ein weiterer in meiner Familie. In den ersten Schuljahren mussten wir Passagen aus *Lazarillo de Tormes* lesen, vielleicht um uns an unsere Klassiker heranzuführen, oder weil die Lehrer sich dadurch ermutigt fühlten, dass der Protagonist ein Kind war wie wir. Die literarischen Kinderfiguren, mit denen wir uns ansonsten unsere Nachmittage, Samstage und Sonntage sowie unsere Freizeit vertrieben, waren Marco und Pippi Langstrumpf: Die kleine Pippi war ein zauberhaftes Wesen, obwohl ihrer Suche nach Abenteuern sowie ihrem Leben am Rande der Gesellschaft durchaus etwas Pikareskes anhaftet, die Widrigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, waren verlockend, was ihr widerfuhr, beneidenswert. Bei Marco, der allein vom Apennin in die Anden reiste, um nach seiner Mutter zu suchen, waren die Geschicke und Missgeschicke eher gesellschaftlicher als literarischer Art. Eigentlich ging es bei ihm um Nöte voller Sentimentalität und Realismus, erzählt von Edmondo de Amicis (*Vom Apennin zu den Anden*), einem sozialistischen Autor. Deshalb nimmt die lange, turbulente Reise des kleinen Marco schließlich auch ein glückliches Ende. Für *Lazarillo de Tormes* hingegen kann nichts gut

ausgehen. Beim spanischen *pícaro* findet man weder Magie noch Sozialismus. Die Realität ist der Feind des *pícaro*, so wie im *Libro de buen amor* (Das Buch der guten Liebe) der Tod der Feind der Welt ist. Da er so verlassen ist, sucht der *pícaro* nach jemandem, der ihn beschützt.

Die Lektüre einzelner Textpassagen aus dem *Lazarillo* stimmte unser Ohr bereits in der Schule auf das umfangreiche Register der spanischen Sprache ein; heute werden die klassischen Texte unserer Sprache angepasst, doch auf der Suche nach moderneren Entsprechungen verzerren sie den Tonfall. Die ganze Essenz eines Spanisch, das sich gerade erst herausgebildet hat, ist in solch natürlichen Sätzen enthalten wie folgendem aus dem *Lazarillo*: »Da ich also ein Junge von acht Jahren war«. Tatsächlich hat man später nie mehr in dieser Art geschrieben. Doch genau das war noch die Umgangssprache, mit der ich aufwuchs, denn bei den ungebildeten Leuten auf dem Land lebte die Sprache, die Syntax des Goldenen Zeitalters, bis weit in unsere Gegenwart hinein fort. Meine Eltern, meine Großeltern ..., meine gesamte Familiengeschichte war ländlich geprägt, bis die Städte die Dörfer verschluckten wie ein schwarzes Loch. Nur wenig konnten meine Eltern vom Dorf mitnehmen, und so bewahrten sie sich das Einzige, was sie hatten, was ihnen wirklich gehörte: die Worte. Kein Buch war mehr in diesem Stil geschrieben, kein Mensch sprach mehr so, nicht in der Stadt und nicht im Kino. Doch sobald man mich in der Schule eine Passage aus dem *Lazarillo*, aus dem *Buscón* von Quevedo oder aus dem *Quijote* lesen ließ, erkannte ich in diesen Büchern den Sprachduktus meiner Familie wieder. Alles was Sancho Panza sagte, wie er es sagte, drückten genauso auch meine Onkels aus, die der Sprache blind vertrauten, ohne zu ahnen, dass es inzwischen einen Jahrhunderte währenden Verrat an jenen Menschen gegeben hatte, die dieser Art zu reden treu blieben, ein Phänomen, das man Evolution der Sprache nennt. Verben wie *traer* oder *decir* (*bringen* oder *sagen*, – vgl. deutsch etwa *fragen* – *frug*) wurden immer noch in der alten Manier – *trujo* – konjugiert, wenn man über Magenschmerzen klagte, sprach man von *estógamo* statt von *estómago*. Das einfache Volk

hatte in seiner Art sich auszudrücken keinen anderen Verbündeten als die goldenen Worte aus den alten Zeiten des Goldenen Jahrhunderts, so wie der *pícaro* nichts hatte, woran er sich klammern konnte, als die goldenen, bereits im Niedergang befindlichen Herren, an vergangenen Ruhm, wie diese ihrerseits Trost bei untertänigsten Dienern fanden. Mein Gott, was für gute Vasallen wären wir gewesen, hätten wir gute Herren gehabt. Und was für gute Herren hätte dieses Land haben können mit besser ernährten Vasallen.

Damals wurden auch Abendserien im Fernsehen gesendet, ich weiß nicht mehr, ob es mittwochs war, mit dem Titel *El pícaro*, gespielt von einem der großen Schauspieler Spaniens in Film, Fernsehen und Theater.

Einer, der womöglich zu den individuellsten und rebellischsten zählt, Fernando Fernán Gómez. Groß, rothaarig, mit einer tiefen, spitzbübischen Stimme. Ich blieb lange auf, um an der Seite meiner Mutter *El pícaro* zu sehen, weil sie es so wollte, und irgendwie gelang es ihr, mir zu erklären, warum ihr so viel daran lag: »Mir scheint, Javier, wir sind auch eine Familie von *pícaros*. Frag mal deinen Onkel Antonio.« Daraufhin erzählte mir mein Onkel Antonio, der ihr Bruder war, Geschichten von Streifzügen von Dorf zu Dorf auf der Suche nach Gelegenheitsjobs oder nach einem Happen zu essen, um etwas zwischen die Zähne zu bekommen ..., er sprach von Betteleien von Haustür zu Haustür für ein wenig Geld, von Plünderungen, etwa Gemüse oder Mandeln, oder von totem Rotwild, das man ausgrub, um es gierig in sich hineinzuschlingen.

Der *pícaro* von Fernán Gómez trug eine dunkelgraubraune Jacke und ein weißes Hemd. So erscheint der *Lazarillo* auch auf allen Illustrationen, im weißen Hemd. Die Literatur würde auf dieses Bild niemals verzichten, und an einem Kernpunkt des 20. Jahrhunderts sollte ein Gedicht von Blas de Otero den Titel tragen: *Spanien, weißes Hemd*. Dieses weiße Hemd verstand ich als Sinnbild meiner Familie, das weiße Hemd meines Onkels, bei sich zu Hause in einem Sessel sitzend, durch die Straßen seines Viertels schlendernd; und es war auch das Hemd

meiner Verwandten weit draußen auf dem Land, die ich nur sah, wenn wir ins Dorf heimkehrten.

So wuchs meine Generation also in diesen Häuserblocks auf, mitten in der Pampa, und die Art von *pícaro*, die uns zu sein bestimmt war, nannte man »asozial sein«. Jedes goldene Zeitalter bringt seine Pikareske hervor. Doch ich bin nicht zum *pícaro* geboren, so wie ich ihm zuhauf im Fernsehen begegnete oder bei der Schullektüre. Auf die eine oder andere Art habe ich mich völlig zwanglos und ganz nebenbei auch über Comicfiguren wie das pralle Dickerchen *Gordito Relleno*, der Kohldampf *Carpanta*, die hexenartige *Doña Urraca* oder die listige *Abuelita Paz* mit Pikareske vollgesogen, die in jeder Episode hinaus auf die Straße zogen, um ziellos umherzustreifen und zu sehen, was ihnen widerfuhr, was das Leben für sie bereithielt. Ich war kein *pícaro* wie Lázaro de Tormes, wurde stattdessen aber zum Ausrufer, so wie er. Mehr habe ich nicht zustande gebracht. Da ich zum *pícaro* nicht taugte, habe ich angefangen, Bücher zu schreiben. Bisweilen denke ich, dem unbekanntem Autor, der die Lebensgeschichte von *Lazarillo de Tormes* erzählt hat, muss es ähnlich ergangen sein. Die *pícaros* schreiben nicht, aber sie sind lebendig. Ihre Literatur machen sie, schreiben tun sie andere, und wir alle lesen sie.

Aus dem Spanischen von Petra Strien